

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit. Gedicht	6
Herr Cristobal and seine Juden. Historische Erzählung von Emil Bernhard Cohn. Mit Zeichnungen von Ernst Marcuse	7
Fragmichwas aus dem letzten Jahrhundert	22
Die Königin von Saba besucht Salomo. Ein Spiel für kleinere Kinder. Von Gerda Senser. Mit Zeichnungen von Edith Samuel	24
Land in Aufruhr. Eine Erzählung aus dem heutigen Palästina. Von Emil Bernhard Cohn. Mit Bildern von Ernst Marcuse	35
Herzl-Worte .•	43
Der Sturm in der hebräischen und jiddischen Dichtung:	45
1. „Der Sturm“ von Jehuda Halevi, übersetzt von Emil Bernhard Cohn	46
2. „Der Sturm“ von Morris Rosenfeld. Übersetzt von Berthold Feiwel. Mit einer Zeichnung von E. M. Lilien	47
Tante Guttraud. Erzählung von S. H. Mosenthal	51
Lösungen des Fragmichwas	59
Zwei Große in Israel: 1. Mosche; 2. Herzl. Gedichte von Leopold Marx	61
Aus Heinrich Heines Kindheitstagen. Von Emil Bernhard Cohn. Mit Zeichnungen von Marianne Brodsky	62
Heine-Denkmal von Louis Hasselris	65
Pioniere des Neuhebräischen: Ben Jehuda, Achad Haam, Sokolow	66
Arabische Köpfe aus Palästina	66
Neuhebräisch vor vierzig Jahren. Erinnerungen von Emil Bernhard Cohn	70
Prolog zur Purimfeier. Von Hugo Zuckermann	74
Die Chelmer Narronim und der Schelm Herschel. Von Eduard Levy. Mit Bildern von Ernst Marcuse	76
Detail aus der alten Synagoge („El Transito“) zu Toledo	83
Innenansicht der ehemaligen Synagoge von Toledo	83
Puppen aus Draht und Stoff von Edith Samuel	84
Judendeutsch – Jargon – Jiddisch. Von Fritz Hochfeld	85
Die Sukkah. Gedicht von El. Ladier	89
Chanukka. Gedicht von Arthur Freud	89
Ruth. Ein Bühnenspiel von Gerda Senser. Mit Zeichnungen von Edith Samuel	90
Rätsel und Rätsellösungen	23, 34, 44. 50, 69, 89, 100

Zum Geleit

Der Mensch muss eine Erde haben.
Eine Erde, die ihn liebt,
Und die ihm ihre guten Gaben
Wie einem Kinde gibt.

Da stehen Baum und Strauch vereint,
Eine Stimme tönt im Raum:
Die Menschen nur, sie sind dir feind.
Es hasst dich nicht der Baum.

Ich trag die Blume, trag das Tier,
Ich trag auch dich, schau her!
Ich bin doch eine Mutter dir,
Du bist mir nicht zu schwer.

Da steht der Baum, der Strauch und spricht
Zu dir so sanft und lind:
Der Mensch will deine Liebe nicht.
Mich darfst du lieben, Kind!

Der Mensch muss eine Erde haben,
Eine Erde, die er liebt,
Und der er seine besten Gaben,
Lust, Lieb' und Arbeit gibt.

Von solcher Erde sing ich hier
Einen alten, neuen Reim; –
Ein fernes Land, es singt mit mir
Und ruft euch zu: Kehrt heim!

E. B. C

Herr Cristobal und seine Juden

Historische Erzählung von Emil Bernhard Cohn

1.

In Sevilla, dort, wo die Treppenstraße beginnt, die zum Eingangstor des Alkazar hinaufführt, liegt die kleine Kirche San Cristobal. Im kühlen Schatten dieser Kirche kniete am Frühvormittag eines Hochsommertages des Jahres 1489 vor dem Altar jenes Heiligen, dem die Kirche geweiht war, ein Mann von ziemlich schwerem Körperbau. Man sah es ihm an, dass ihm das Knien nicht leichtfiel. Sein Arm lag auf dem spitzen Eisengitter, das den Altar umgab, und in diesem Arme hatte er sein Gesicht vergraben, so dass es eigentlich so aussah, als sei er mit seinem schweren Körper nur dort hingesunken. In Wirklichkeit betete er ernstlich und mit großer Inbrunst. Hinter ihm stand in einiger Entfernung scheu und verlegen ein Jüngling von etwa siebzehn Jahren, dessen Zügen man ansah, dass er den Mann – der offenbar sein Vater war – nicht oft oder vielleicht noch nie in dieser Lage gesehen hatte. Gerade darum zeigte das Gesicht des Knaben eine Ergriffenheit, die es besonders schön und rührend machte. Was den Mann veranlasst hatte, gerade den heiligen Cristobal an diesem Tage aufzusuchen und ihm das An-

7

liegen seines Herzens vorzutragen, war in diesem Augenblick noch nicht deutlich, wurde es aber nicht viel später, als er sich mit der Hilfe seines schnell herzuspringenden Sohnes schwer von den Steinfliesen erhob und mit einem leisen "Komm!" die Kirche verlassen hatte. Denn gerade als er auf die in greller Sonne liegende Straße hinausgetreten war, gingen zwei Männer anscheinend vornehmeren Standes vorüber, blieben – als die beiden, Vater und Sohn, vorbeigesehritten waren – stehen und blickten ihnen nach, wie sie die Stufen der Treppenstraße langsam hinaufstiegen.

"Das ist Herr Cristobal Colon", flüsterte der eine dem anderen zu: "Ein vollkommener Narr! Er geht zur Königin!" – "Komm!" sagte Herr Cristobal noch einmal und ging seinem Sohne Fernando einen Schritt voran. Dann, nach ein paar weiteren Schritten, verlangsamte er seinen Gang, und indem er den jungen Menschen unterfasste, fuhr er im Gehen leise fort: "Du weißt, mein Sohn, dass du jetzt Ihrer Majestät vorgestellt wirst. Eine große Ehre für dich und für mich ein ernstes Vorhaben. Du kennst die Eingaben, die ich seit zwei Jahren immer wieder den Majestäten unterbreitet habe. Sie sollen mir die Gelder für die bescheidene Flotte geben, mit der ich mich mit San Cristobals Hilfe getrauen will, über den Westen hin den Seeweg nach Indien zu finden. Er ist mein Heiliger, er trug das Heilandskind durch die Fluten, seinen Namen gab man mir. Die ihn mir gab, die Mutter, gab mir mein Schicksal: Durch die Fluten geht mein Weg, und ich glaube daran! Dich aber brauche ich, Fernando, damit du hier in Sevilla für mich weiterwirkst, wenn ich morgen nach Lissabon fahre. – Warum grüßt du den Señor da?"

"Ist das nicht der Doktor Pires?"

"Höre zu, Fernando! Der Doktor Pires ist einer von den Neuchristen. Grüße heute und morgen und, bis wir unser Ziel erreicht haben, keinen von diesen Menschen! Da oben fängt schon der Alkazar an, man kennt uns, man sieht uns. wohin wir gehen, und du weißt, man ist den Juden da oben nicht gewogen. Grüße keinen von ihnen, und wär's selbst unser Freund Abravanel, wenn du ihm begegnest! Du weißt, was wir wollen, aber – wir haben's noch nicht. Du weißt auch, dass gerade der Beifall der Juden und Marranen uns geschadet hat. Sie waren zwar die ersten, die an mich glaubten, aber sie haben eine so laute Art, dass ich sie jetzt beinahe fürchten muss. Alles hängt

von der heutigen Audienz ab, mein Sohn. Darum: Vorsicht! Klugheit! Standhaftigkeit!" –

Also sprach der Genuese, Herr Cristobal Colon, zu seinem Sohne Fernando, als sie damals in Sevilla beide die ansteigenden Straßenstufen zu jenem wunderbaren Schlosse hinaufgingen, das noch die Mauren in ihrer Glanzzeit für ihre Könige dort errichtet hatten, das aber schon seit mehr als zweihundert Jahren den kastilischen Königen zum Sommeraufenthalte diente.

Sie schritten durch die herrlichen Gartenanlagen mit ihren Laubengängen, Zypressen, Rinnsalen und Wasserspielen, folgten dem Diener, der sie unten am Palasteingang respektvoll empfing, die Marmortreppen hinauf und sahen sich endlich einer Flucht von Zimmern gegenüber, deren maurische Säulen, Rundbögen, Zierrate und Mosaiken tausendfarbig ihre Augen berauschten.

In der ersten sich weitauftuenden Eingangspforte blieb Don Cristobal einen Augenblick stehen, gleich als wolle er seinem Sohn Muße geben, sich zu fassen und durch die fünf Zimmer zu schauen, in deren letztem sie weit hinten die Königin auf einer Art Thron sitzen sahen, während stumme weiße Pudel ihnen alsbald entgegenkamen und schon ihre Füße umspielten.

Jetzt wurden sie selbst erkannt, und ein Señor in Schwarz aus dem Gefolge der Königin, anscheinend einer ihrer Sekretäre, kam ihnen entgegen und lud sie mit der verbindlichsten Bewegung ein, ihm zur Königin zu folgen. Sie gingen durch die Reihe der Zimmer, der schwere Don Cristobal voran, etwas hinter ihm sein schmaler Sohn, und betraten endlich den Empfangssaal, dessen Türen alsbald hinter ihnen geschlossen wurden.

Isabella saß in vollkommener Würde auf ihrem Thronsitze. Sie war eine noch schöne, wenn auch nicht mehr ganz junge Frau, die mit hellen Augen schaute und jetzt mit einer kaum merkbaren, aber unvergleichlichen Kopfbewegung ihre Gäste begrüßte, so dass es dem hohen, breiten Herrn Cristobal im Augenblick durch den Kopf schoss, dass es doch eine echte Königin sei, die da vor ihm saß. Nur ihre Nase schien ihm etwas spitz; sie gab ihrem Gesicht eine leichte Härte, dazu schien die besondere Schmalheit der Lippen noch etwas Spott zur Härte zu tun. Schräg hinter ihr, etwa zwei Schritte entfernt, stand ein Dominikanermönch in weißer Kutte. Herr Cristobal kannte ihn. Es war der Beichtvater der Königin, Fra Thoma genannt, mit vollem Namen Thomas de Torquemada, ebenso gefürchtet wie berühmt. Auch er erwiderte die Verneigung Herrn Cristobals mehr mit den Augen als mit

dem Kopfe, als sei der Mann, der da vor der Königin stand, eine Kopfbewegung nicht wert. Er stand auch sonst völlig unbeweglich und hielt die Hände waagrecht vor den Leib, indem er sie in die Ärmel seiner Kutte schob. So stand er und so blieb er unverändert während der ganzen folgenden Szene, die jetzt ihren seltsamen Anfang nahm und bald ihr noch seltsameres Ende fand.

"Ah, Herr Cristobal Colon!" begann die Königin, und ihre Stimme klang zaubernd wie die einer ganz jungen Frau: "Wie lange ist es her, dass wir uns das letzte Mal sahen? Gewiss ein halbes Jahr?"

Herr Cristobal wusste, dass es fast zwei Jahre her war, dass er – es war damals das erste und letzte Mal – vor der Königin gestanden hatte. Er schwieg aber und wollte stattdessen jetzt seinen Sohn, den jungen Fernando, der Königin vorstellen, als diese ihm zuvorkam: "Ist das der Herr Sohn, von dem Sie mir schrieben? Treten Sie her, schöner junger Mann!" Und damit hob Isabella ihre schmale Hand, deren blasses Gelenk in einer duftigen Spitzenrüsche lag. Der Jüngling errötete, weil man ihn schön genannt hatte,

und reichte, indem er leicht das Knie beugte, der Königin mit vollkommener Lebensart den verlangten Handkuss. Dann stand er wieder. Isabella aber ließ nicht die Augen von ihm, was Don Cristobal, der doch sein Anliegen bei der Königin hatte, etwas verwirrte.

“Was haben Sie mir vorzutragen, junger Mann?” fragte sie, und, als der Jüngling bei der unerwarteten Ansprache wieder errötete und nicht wusste, was er antworten sollte, fügte sie – und dabei wurden ihre Lippen auf verdächtige Weise noch schmaler – ein leichtes “Nur munter!” hinzu.

Herr Cristobal wurde ungeduldig, denn er war ein Mann, nicht gewohnt, seine und anderer Zeit zu vergeuden. Auch wusste er, dass jetzt die Stunde gekommen war, wo sich alles für ihn entscheiden musste. Darum räusperte er sich in der Erwartung, nun endlich von der Königin zum Vortrag seiner Wünsche aufgefordert zu werden.

Die Königin verstand auch sein Räuspern: “Einen Augenblick!” sagte sie und blickte dabei besonders freundlich: “Da sind einige wichtige Unterschriften, die noch zu erledigen sind. Geben Sie her!” Das Wort galt dem Sekretär in Schwarz, der ihr sofort einige Papiere hinüberreichte. Sie unterschrieb und sprach dabei mit einer Art Wehleidigkeit, indem sie die Stirne kraus machte: “Wir haben große Sorgen mit unseren Mauren, größere mit

10

unseren Juden, die größten mit den Neuchristen, den Marannen. Nicht wahr, Fra Thoma?”

Der Mönch antwortete nicht, sondern stand stumm an seiner Stelle wie vorher, und Herrn Cristobal, der ihn schon vergessen hatte, fiel auf, dass er inzwischen auch nicht das Geringste an seiner Haltung verändert hatte. “Hat er keine Hände?” fragte er sich, denn immer noch hielt der Mönch seine Hände in die Ärmel seiner Kutte geschoben wie vorher.

Wieder ertönte Isabellas Stimme und klang plötzlich beinah kindlich, als könnte ihr nur der Don Cristobal helfen: “Was sind Ihre Sorgen vor den unseren? Können Sie mir nicht einen Rat geben, Don Cristobal, was man mit diesen Neuchristen anfangen soll, die ja doch nur Juden sind und immer Juden bleiben werden?”

Herr Cristobal fing an sich zu ärgern. Er hatte andere Dinge in seinem Kopf als die Frage der Juden und Neuchristen, die das Herz der Königin zu bewegen schien. Er wollte Geld von der Königin, Geld für seine Schiffe, und nicht geringes Geld. Daran dachte er und das wollte er haben und wollte es heute haben.

“Eure Majestät haben meine Eingaben gelesen“, sagte er kurz, indem er so tat, als hätte er die Frage der Königin nicht gehört. Seine Stimme klang rau, und man merkte, dass er eine ebenso schwere wie leidenschaftliche Natur war: “Eure Majestät haben mir erlaubt, heute hier noch einmal meine Wünsche vorzutragen. Ich will neue Wege finden, ich will nach Westen fahren, ich will eine Flotte rüsten, ich will ins Unbekannte fahren, ich will wagen, was noch keiner –! Ich weiß, dass ich Wege finde, und vielleicht finde ich mehr, vielleicht komme ich wieder und bringe eine Welt mit für Eure Majestät, – ich – ich weiß, dass ich das kann, – ich kann das!!”

Er stieß es hervor, und sein Sohn, der jetzt ein wenig hinter ihm stand, erschrak zuerst, denn er hatte sich nicht gedacht, dass der Vater so sprechen könnte. Gleichzeitig aber riss ihn die Art des Vaters in diesem Augenblick so hin, dass er gerade jetzt die Aufforderung der Königin, sich zu äußern, aufnahm und in einer hilflos jugenhaften Art dem Vater beipflichtend ausrief: “Jawohl, mein Vater kann das!” –

Es trat eine Pause ein, die dadurch noch peinlicher wurde, dass Don Cristobal nichts mehr zu sagen hatte und die Königin nicht gleich antwortete. Endlich sagte sie und ihre Stimme klang natürlicher: “Sie sind

kein Spanier, Don Cristobal, Sie sind ein Genuese. Was werden meine Spanier sagen, wenn ich einem Genuesen das große Werk anvertraue, von dem Sie da reden?"

"Meine Familie stammt aus Spanien, Eure Majestät, aus Pontevedera, woher wir vor hundert Jahren ausgewandert sind. Ich schrieb es in meiner letzten Eingabe."

"Pontevedera? Pontevedera?" – Isabella schien sich besinnen zu wollen – "Fra Thoma, sind Sie nicht auch aus der Gegend? Gab es Colons in Pontevedera?"

Stumm und reglos stand der Mönch, und es schien fast unheimlich, wie er auf alle Fragen der Königin zu schweigen wagte. "Oder ist es verabredet?" fragte sich Herr Cristobal, der unruhig geworden war.

Plötzlich begann die Königin mit einem völlig anderen Ton zu reden, der ernst und sachlich klang: "Hören Sie zu, Don Cristobal, es sind da einige Bedenken, die Ihre Person betreffen, und mit denen ich nicht zurückhalten will: Sie verkehren mit Juden, man sieht Sie auch im Kreise der Marranen. Wir wissen nicht, was wir von Ihnen zu halten haben, und Sie würden uns verbinden, wenn Sie uns darüber einige Aufklärung geben könnten." –

Da war es denn heraus. Wir haben gesehen, dass Herr Cristobal über diese Verdächtigungen schon unterrichtet war, und die Art, wie er jetzt antwortete, schien die Königin stutzig zu machen und fast zu enttäuschen. Denn er schien gar nicht verlegen, als er jetzt sprach: "Ich habe gewusst, dass Eure Majestät diese Frage stellen würden. Ich leugne nicht, dass ich den gelehrten Herrn Ahraham Zacuto aus Salamanca mehr als einmal besucht und gesprochen habe –"

"Schreiben Sie auf: Zacuto in Salamanca!" wies die Königin ihren Sekretär in Schwarz mit ausgestrecktem Zeigefinger an.

Herr Cristobal erregte sich: "Don Abraham Zacuto ist ein Lehrer an der Hochschule Eurer Majestät in Salamanca, hochangesehen bei Christen und Juden. Er ist der Verfasser eines Almanach perpetuum, enthaltend eine astronomische Tabelle, ohne die ich meine Reise schwerlich werde antreten können." – Die Königin schien etwas sagen zu wollen, aber Herr Cristobal war im Zuge und stieß einen Satz nach dem anderen hervor: "Ich bin auch im Hause des gelehrten Astronomen Don Joseph Vicino in Lissabon aus und

ein gegangen, der mir bei meinen Plänen gut geholfen hat. Ich kenne den Juden Abraham Senior in Malaga und den auch Eurer Majestät wohlbekannten Don Isaak Abravanel. Sie gaben mir die ersten Gelder, die ich brauchte. Im Übrigen bin ich ein guter Katholik und habe mich bisher für einen echten Spanier gehalten, auch wenn ich aus Genua kam!"

Herr Cristobal schwieg und atmete. Die Königin blickte ihn freundlich an: "Sie haben meine Bedenken missverstanden, Don Cristobal. Es ist doch nur die ernste Sorge um das Wohl Unserer heiligen Kirche, die Uns bewog, Sie so offen zu fragen." – Es war sehr merkwürdig, wie die Königin mit ihrem bezaubernden Lächeln jetzt auf einmal aus dem einfachen Ich in das majestätische Wir überging: "Wir leiden, Don Cristobal, Unsere Seele leidet sehr. Wir stehen vor ernstesten Schritten, unser heiliges Offizium¹), dessen Großinquisitor seit einigen Tagen Fra Thoma ist, weiß nicht mehr aus noch ein. Der Hydra der Heuchelei, die wir bekämpfen, wachsen auf einen Kopf, den wir ihr abschlagen, täglich zwei neue. Das Herz blutet Uns, dass so viele Seelen um ihre

Seligkeit kommen. Wir entzünden zum Ruhm und Zeugnis Gottes täglich aus frommen Herzen Scheiterhaufen, und dennoch –“ Auf einen Wink übergab der Sekretär in Schwarz der Königin eine Liste: “Sehen Sie nur, hören Sie, lieber Don Cristobal, was allein in einer kleinen Stadt wie Tarragona geschieht – – !“

Die Königin fing zu lesen an:

“Heute, den 29. Juni 1489, bestiegen den Holzstoß zur Ehre Gottes: Der Marrane Garcia y Prado und seine Tochter Inez;
Der Marrane Luis da Silva und seine Frau Susanne;
Der Marrane Andreas Colon – ach! – seine Frau Blanca und seine Schwiegermutter Francisca.

Ach, wie seltsam! Andreas Colon – nein, das ist doch! – finden Sie nicht auch?“ –

Don Cristobal Colon reckte sich Hoch auf, und eine Fanfare tönte in seiner Stimme, so gepresst sie auch unter der starken Selbstbeherrschung des Mannes klang. Er wiederholte sich selbst: “Ich bin ein guter Katholik und habe mich immer für einen echten Spanier gehalten! Von heut an bin ich

¹⁾ D. i. das Inquisitionstribunal, der oberste Untersuchungsgerichtshof für Ketzerei.

nur noch ein Genuese! Ich bitte die Majestät –“ – er sagte “die“, nicht “Eure“ – um die Erlaubnis, mich entfernen zu dürfen!“

Er verneigte sich tief und ging. Der Sekretär in Schwarz vergaß unter dem sichtlich erregenden Eindruck der letzten Rede des Mannes, ihm voranzuspringen und die Tür zu öffnen, so dass Herr Cristobal selbst nach der Klinke greifen musste. Sie blieb in seiner Hand, so erregt war der Mann. Er wusste nicht, wie es geschah, aber die Tür sprang auf, und die Klinke lag in seiner Hand. Als der Sekretär endlich kam, gab er ihm die abgebrochene Klinke. Ganz einfach. Dann ging er, und Isabella sah, wie der junge, schwächliche Fernando hinter dem breiten Vater herlief.

Don Cristobal ging schnell und fest, er biss im Gehen mit den Zähnen in die geballte Faust. Er ging die Treppe hinunter und über den Hof des Alkazar. Plötzlich schaute er lächelnd – wie grimmig war dies Lächeln! – auf seinen jungen Sohn: “Wenn du jetzt unserem Don Isaak Abravanel hier begegnen würdest, mein Sohn, würdest du ihn grüßen?“

“Ich würde ihn grüßen!“ erwiderte Fernando, lächelte und weinte ein bisschen dabei.

Sie waren schon längst wieder an dem Kirchlein San Cristobal vorübergegangen, als Don Cristobal plötzlich vor einem Töpferladen Halt machte.

“Was kosten diese beiden Krüge?“ fragte er den Töpfer und warf ihm, als er den Preis erfuhr, die Münzen hin. Dann ergriff er die Krüge, und erst den einen: “Da!“ und dann den anderen: “Da!“ schmetterte er sie an die Hausmauer, dass sie in tausend Stücke zersprangen.

“Heilige Mutter Gottes!“ schrien die Leute und sprangen zur Seite.

Herr Cristobal aber lachte laut und hell, fasste seinen Sohn um die Schulter und sagte zum dritten Male zu ihm: “Komm, mein Sohn!“ Fernando hielt den Vater einen Augenblick auf: “Höre, Vater – ich glaube, wir müssen das klarstellen. Ich will nach Tarragona fahren und auch nach Pontevedera!“ Aber da erschrak er schon, so blitzte der Vater ihn an.

“Mein Sohn, du wirst nicht gehen! Ich weiß, wir sind echte Spanier! Nie hätten meine Eltern sich geschämt, es mir zu sagen, wenn wir anderen Ursprungs wären. Wir sind die Colons aus Pontevedera, der Name ist spanisch und nahmen Juden ihn an, so bleibt er doch spanisch. Ich bin ein guter, ein ehrlicher Katholik, und San Cristobal mag uns helfen – – –!“

2.

Die Flotte Don Cristobal Colons war zustande gekommen. Der Jude Abravanel hatte die Finanzierung in die Hand genommen, der Marrane Luis de Santangel, ein hoher königlicher Finanzbeamter, besorgte, nachdem die Verhandlungen mit der Königin Isabella gescheitert waren, teils aus seiner Privatkasse, teils aus anderen privaten Fonds, die nötigen Mittel. Aus Dankbarkeit nahm Herr Cristobal dessen Neffen, den jungen sprachgewandten Luis de Torres, ebenfalls einen Marranen, auf seine Reise mit, der sich bald mit dem ihm gleichaltrigen Fernando anzufreunden begann.

Jetzt fuhren die drei Fregatten schon seit fünf Wochen über die weite See, und noch immer nicht zeigte sich das von Don Cristobal so glühend geglaubte und seinen Begleitern und seinem Schiffsvolk immer aufs Neue versprochene und verkündete Land. Aus den Segeln, die so prall und stolz vor Wochen den Hafen von Lissabon verlassen hatten, waren unter dem glühenden Himmel heißerer Zonen, in die sie inzwischen gekommen waren, recht welke und schlaffe Segel geworden, und manches Mal mussten die Ruder des untersten Deckes zu Hilfe genommen werden, um wenigstens einige Meilen am Tage voranzukommen. Dann ging Herr Cristobal unter seinen Leuten umher und redete mit ihnen, und, wo er erschien, wachte Vertrauen wieder auf, und neue, nie vermutete Kräfte wurden rege in den Menschen. Denn die Art, wie er seinen Matrosen auf die Schulter schlug und seine Witzworte hin- und herfliegen ließ, ja, schon die ganze breite Gestalt des wunderbaren Mannes war von jener Mut einhauchenden Art, die sinkende Menschen wieder auf die Füße stellt. Trotzdem fing die Lage an, für ihn und für alle immer bedrohlicher zu werden. Denn der Himmel brannte in weißer Glut, die See war immer noch nicht auszumessen, und die Schiffe lagen stunden- und manchmal tagelang fest. Und konnte der Admiral denn immer und überall und auf jedem der drei Schiffe sein? Wenn er da war, schien es gut, und man glaubte ihm, solange er da war. Aber sowie er den Rücken gekehrt hatte, wunderten sich die Leute und merkten schnell, dass er allein es war, dem sie glaubten, aber nicht dem Werk, das dieser Mann sich vorgesetzt hatte, und das sie kaum zu bewegen schien. Es war der Glaube des Mannes, an dem sie sich aufrichteten – ach, wie schwer! – Nur die Kraft dieses Glaubens war es, sonst nichts.

Diese Kraft lebte so gewaltig in Herrn Cristobal Colon, dass er in jenen harten Tagen viele Dinge nicht sah, die sein junger Sohn Fernando, der inzwischen zwanzig Jahre alt geworden war, mit klaren aber leider sehr sorgenvollen Augen sah: Unter dem bleichen, heißen Himmel und umgeben von der toten, unendlichen See waren die Menschen auf den Schiffen stumm geworden. Diese Stummheit ängstigte Fernando, weil sie etwas Drohendes an sich hatte. „Noch scheuen sie sich zu reden und zu murren, aber wie lange noch?“ fragte sich Fernando, und dieses „Wie lange noch?“ ängstigte ihn des Vaters wegen, den er liebte, und dessen Blindheit diesen Dingen gegenüber zu erwecken, ihn Vermessenheit und beinahe Sünde dünkte. Wenn solcherlei Gedanken über Fernando kamen, pflegte der junge Mensch sich vorn an den Bug des Schiffes zu begeben. Dort stellte er sich dann mit seinen Gedanken hin und starrte in den Westen, von dem allein das Heil und die Heilung kommen konnte. Dann hatte er Schiff und Mannschaft und Vater und alles im Rücken, und dieses Gefühl, sich

nicht umdrehen zu brauchen, wirkte immer beruhigend und sänftigend auf seine Seele.

So stand er eines Tages wieder mit seinen Gedanken ganz vorn am Schiffsbord der väterlichen Fregatte, als sich plötzlich der junge Luis de Torres zu ihm gesellte und ihm leise von hinten die Hand auf die Schulter legte. Fernando erschrak heftig, und als Luis in sein Gesicht sah, bemerkte er Tränen in den Augen des Freundes, "Was denn? Was denn?" sagte Luis leise. Fernando machte eine Bewegung: "Nichts!" sagte er.

"Höre, Fernando", begann nach einer Pause der Freund, "ich muss dir einige Beobachtungen mitteilen, die ich in den letzten Tagen machte. Du kennst den Lope de Gor, der mit seiner Stiftung der drei Schiffsglocken es im letzten Augenblick erreicht hat, dass dein Vater ihn mitnahm. Ein reicher Junge, der wohl auch das Zehnfache hätte stiften können. Von Anfang an gefiel er mir nicht, aber seit einigen Tagen bemerke ich, dass er sich allzu sehr unter das Schiffsvolk mischt, jedes Mal aber, wenn ich erscheine, sich unsichtbar zu machen sucht. Der Mensch ist mir widerwärtig, und ich selber bin es ihm sicher auch. Er ist mir verdächtig, Fernando, und er will deinem Vater nicht wohl. Ich warne euch."

"Still!" sagte Fernando leise und griff schnell und heftig nach Luis Arm, indem er leicht mit dem Kopfe eine Bewegung nach oben machte. Luis folgte der Bewegung und sah in der Höhe den Schiffsjungen im Mastkorb hocken.

16

Der Junge starrte auf die beiden herunter, blickte aber jetzt absichtlich zur Seite, da er sich beobachtet sah.

"Er kann uns nicht gehört haben", sagte Luis, "ich werde aber von jetzt an flüstern. Ich habe dir nämlich noch mehr mitzuteilen. Als ich vor einigen Minuten den de Gor wieder einmal hinten inmitten eines Haufens traf, der ihm offenbar zuhörte, verschwand er wiederum, kaum, dass er mich erblickte, und auch die Matrosen schienen mir recht verlegen auseinander zu gehen. Ich spielte den Arglosen und ging weiter. Da hörte ich plötzlich hinter mir das Wort "Jude" sprechen, und die Art, wie es geschah, belehrte mich zur Genüge, dass die Bezeichnung oder, wenn du schon willst, der Ruf mir galt. Nur unzufriedene Menschen sprechen dieses Wort auf diese Weise aus. Fernando, du musst es deinem Vater sagen: Hier schwelt etwas unter der Decke – die Leute sind unzufrieden."

Der junge Luis hielt seinen Mund ganz nahe an das Ohr Fernandos, als er ihm flüsternd diese Beobachtungen kundtat, plötzlich aber fuhren beide auseinander, denn ein wütender Lärm drang an ihr Ohr. Gleich darauf sahen sie den Schiffmeister, der mit heftigen Schritten den freien Raum des Vorderdecks betrat und einen jammernden Schiffsjungen am Arm hinter sich herriss. Der Junge brüllte wie besessen, denn das kurze Tau in der Hand seines Vorgesetzten belehrte ihn, dass es jetzt Prügel gab. Dem jungen Fernando waren solche Szenen, die im Schiffsvolk gang und gäbe waren, peinlich, aber da schon die Leute, von dem Lärm herbeigelockt, zusammengelaufen waren und sowohl ihm wie dem Freunde der Durchgang versperrt war, lehnte er sich mit angewiderten Augen rücklings über die Bordwand und schaute nach dem Vater aus, der, wie er fühlte, allein dem Vorgang ein Ende bereiten konnte. Der Junge jammerte und heulte, es half ihm nichts, er bekam seine Prügel, und Fernando und Luis mussten dazu die grinsenden Gesichter der Matrosen ertragen, denen die Geschichte in dem abstumpfenden Einerlei der glühenden Tage eine vergnügte Abwechslung war, die sie mit rohen Witzen begleiteten.

Plötzlich erschien Herr Cristobal auf der Bildfläche. Der Junge in seiner Not hatte ihn zuerst erblickt, und, da er wusste, dass hier seine einzige Rettung war, hatte er sich mit letzter Kraft von seinem Peiniger losgerissen und war so heftig auf den Admiral zugeschossen, dass der starke Mann von dem

Anprall zuerst etwas schwankte. Heulend vor Schmerzen krümmte sich der Junge zu seinen Füßen, Herr Cristobal aber schaute sich um.

17

Der Schiffmeister stand mit rotem Gesicht, schwitzend und schwer atmend, man sah ihm die Wut an, die teils vom Schlagen, mehr noch aber jetzt von der unliebsamen Unterbrechung seiner Prozedur durch den Admiral gekommen war. Die Leute grinnten, Herrn Cristobals Auge traf den Sohn.

“Was war?” fragte er kurz, ohne eigentlich anzugeben, an wen die Frage sich richtete. Trotzdem fühlte Fernando sofort, dass er gemeint sei. Da er aber sah, dass der Haufe hinter seinem Vater immer größer wurde, und die Gesichter der Leute ihm gerade nach den letzten Mitteilungen Luis' besonders bedrohlich erschienen, im Vergleich dazu aber die ruhigen Züge des Vaters von einer noch bedrohlicheren Ahnungslosigkeit – er sah rührend wie ein Kind aus, der Vater! schoss es ihm durch den Kopf – rang er sich nur die seiner wahren Empfindung durchaus nicht entsprechenden Worte ab:

“Der Junge mag sich vergangen haben.”

In diesem Augenblicke trafen ihn mitten aus dem Haufen hinter seinem Vater die tückischen Augen des Lope de Gor, und er fragte sich sofort erschreckend, ob denn seine Worte auch richtig gewählt waren. Aber selbst zu diesem Erschrecken hatte er kaum noch Zeit, denn schon war der Schiffmeister losgebrochen:

“Mag sich –?“, brüllte er, “mag sich vergangen haben? Wer nimmt sich heraus zu zweifeln?” – und dabei traf den Sohn des Admirals ein so hasserfüllter Blick, dass der junge Luis, der wohl bemerkte, was da im Werden war, breit seine Arme vor den Freund legte, gleich als wolle er ihn hinter sich schieben.

“Ruhig, Leute!” tönte die Stimme Herrn Cristobals und klang so einfach und so unpersönlich, dass der Schiffmeister sich hätte zufriedengeben können. Er hätte es sonst wohl auch getan, aber man muss sich vorstellen, dass seit Tagen die Sonne auf diese Schädels und diese Schiffe herabgebrannt hatte. Der Teer zwischen den Bohlen und Planken war aufgeweicht, so dass zu der glühenden Hitze noch jener durchdringende Teergeruch kam, der Luft und Leben auf dem Deck unerträglich machte und noch unerträglicher die Nacht in den Schlaflöchern und Ecken unter dem Deck.

“Ruhig, Leute!” sagte Herr Cristobal, aber es waren die Leute, nicht der Schiffmeister, die jetzt in ein wildes Toben ausbrachen: “Es ist genug!” fingen sie an zu schreien. “Wir haben es satt!” – „Wir gehen zu Grunde!“ schrien

18

Bild

19

sie. – “Wir können nicht mehr!” – “Du hast uns verlockt!” – “Wir wollen nicht mehr!”

Herr Cristobal stand stumm da. Er mochte mehr als verwundert sein, kannte aber keine Furcht. Er stemmte die Fäuste in die Seiten und blickte in der Runde umher, indem er sich ganz langsam auf seinen breiten Beinen umwandte. Jetzt waren Fernando und Luis an seiner Seite, so dass er zwischen ihnen stand.

“Kinder, hat euch die Sonne gestochen? Gerade jetzt, so kurz vor dem Ziele, wollt ihr nicht weiter?” – Ganz ruhig, wie lächelnd, flossen die Worte von seinem Munde. Aber das Toben ließ nicht nach, sondern immer näher drängte

sich der Haufe, und die Fäuste, die sich erhoben, fuchtelten bereits ganz nah vor dem Gesicht des Bedrohten. Er verlor seine Ruhe nicht, und plötzlich, wie herumriechend mit witternden Nüstern und mit aufblitzenden Augen, klatschte er in die Hände:

“Aber merkt ihr denn nicht, Leute, dass der Wind aufkommt?” – und dann im schärfsten Kommandoton: “An eure Plätze allesamt! Segelsetzer, auf die Rahen! Steuermann, voran! Heisa, der Wind! Der Wind ist da!”

In der Tat, es war wie ein Wunder. In den hängenden Segeln fing es auf einmal verdächtig zu knattern an, ein untrügliches Zeichen, dass es vorwärts, vorwärts ging. Die Maste zitterten, die Segel hoben sich, erst wenig, dann mehr, und durch das Ganze, seit Tagen in der Sonnenglut festliegende Schiff ging jenes Knacken, das im normalen Seemannsleben Kraft, Freude und Erlösung bedeutet.

Diesmal aber kam es anders, denn das Übel hatte sich zu tief eingefressen: “Heisa, der Wind!” brüllte eben jener Schiffmeister, der zu seiner Wut den Bengel nicht hatte zu Ende prügeln können: “Setzt die Segel um! Zurück nach Portugal! Zurück nach Spanien! Wählt einen anderen Admiral!” –

Ein Faustschlag von der Hand Don Cristobals streckte den Kerl zu Boden, dass er lang hinschlug und von der Gewalt des Schlages bis gegen die Bordwand flog. Aber ein Schrei aus hundert Kehlen war die Antwort auf diese Tat. Das Schiff fuhr. Die Segel standen jetzt prall. Das Schiff fuhr schnell. Es half alles nichts. Fernando hatte sich vor den Vater geworfen. Luis wehrte mit kräftigen Fäusten ab. Jetzt aber ertönte eine gelle Stimme, und im Nu durchfuhr es die beiden jungen Leute – sie sprachen später noch lange davon – , dass diese Stimme nur die Stimme jenes Lope de Gor gewesen sein kann, den die Don Cristobal feindliche Hofkamarilla ihm als Spitzel auf seine

20

Fahrt mitgegeben hatte:

“Nieder mit dem Admiral! Schmeißt den Admiral über Bord!”

Die heulende Meute nahm den Ruf auf und umdrängte hart den großen Mann, der zum zweiten Male die Faust hob, als er auf einmal den weiteren Schrei vernahm, aus demselben Munde und nun einwandfrei aus dem des Lope de Gor – Fernando hörte nicht nur, sondern sah ihn auch schreien, sah seine höhnischen, hasserfüllten Blicke, als es ganz von hinten über die Köpfe gellte:

“Schmeißt den Juden über Bord!”

Das Schiff fuhr, es fuhr schnell, es fuhr stolz, mit vollen Segeln fuhr es. Aber der einmal ausgestoßene Ruf hatte gezündet: “Jude!” heulte die Masse, und man weiß nicht, was weiter geschehen wäre, – alles rollte sich mit wilder Geschwindigkeit ab – wenn nicht mitten in den heulenden Ruf jenes Wortes der gellende Schrei des Jungen aus dem Mastkorb getönt hätte:

“Land!” kreischte er, “Land! Land! Land!”

Da kam die Ernüchterung, und dieselben Menschen, die eben noch ihren Hauptmann hatten über Bord werfen wollen, lagen jetzt weinend und von fieberhaftem Schluchzen geschüttelt vor ihm auf den brennenden Bohlen und küssten ihm die Füße. Lope de Gor aber war verschwunden und bis zur Stunde der Landung nicht wieder aufzufinden. Fernando und Luis stießen sich an und lachten: “Wo ist nur der Bursche?” flüsterten sie, waren aber vernünftig genug, nicht nach ihm zu fragen, sondern ihn seinem Schicksal zu überlassen, das ihn in das dunkelste Loch des untersten Deckes verbannt hatte.

Als nun aber die drei Fregatten des Admirals Don Cristobal Colon bis auf vierhundert Meter von dem neu entdeckten Strande ihre Anker geworfen hatten und nun vom Admiralsschiff aus das erste Boot gesetzt wurde, das an Land zu fahren hatte, versammelte Herr Cristobal noch einmal sein gesamtes Schiffsvolk um sich und sprach zu ihm:

“Hört mich, Kinder! Cristobal ist mein Name, und San Cristobal, der das Heilandskind durch die Fluten trug, hat mir geholfen! Ich will aber in diesem großen, diesem für mich heiligen Augenblick, da ich das gelobte Land meiner Sehnsucht betrete, des Mannes gedenken, der allein mir die Mittel gab, das Werk zu beginnen und das Werk zu vollenden: Don Luis de Santangel, der Marrane, der Jude, ist es, dem wir alles verdanken. Hier steht sein Neffe: Tritt vor, Luis de Torres! Besteige als erster das Boot und betritt als erster

21

den Strand, damit kommende Geschlechter es erfahren, dass Cristobal Colon, der Spanier und Genuese und der gehorsame Diener seiner Kirche, in seiner größten Stunde nicht vergaß, dass der Mensch demütig sein soll, dankbar und treu!“ --

So kam es, dass, wie es aus den nachgelassenen Blättern des Christoph Columbus eindeutig hervorgeht, der erste, der den Boden Amerikas betrat, Luis de Torres, ein Marrane, also ein Jude, war.

Land im Aufruhr

Eine Erzählung aus dem heutigen Palästina

Von Emil Bernhard Cohn

Auf dem ersten Polizeiamt der Stadt Tel Aviv am Boulevard Rothschild erschien am Abend des 11. Juni 1936 – das aufgenommene Protokoll bezeichnet genau 9 Uhr 25 Minuten – ein sechzehnjähriger Junge, völlig außer Atem, und verlangte den Chef des Amtes, Major Fitzgerald, zu sprechen. Der Junge trug trotz der glühenden Hitze, die draußen herrschte – es war ein schwerer Chamßintag zu Ende gegangen – einen abgenutzten schwarzen Lackmantel, wie man ihn sich sonst nur bei Regenwetter umzuhängen pflegt, er war völlig bestaubt, und der Schweiß rann ihm von der Stirn. Der englische Policeman hinter seinem Holztisch sah den Jungen halb verdutzt, halb spöttisch an und verlangte, dass er ihm selber sage, was los sei. Der junge Mensch blieb aber dabei, eine Sache von höchwichtiger Bedeutung zu haben, die er nur dem Chef selber vortragen könne und wolle. Darauf fuhr der Beamte ihn höchst ärgerlich an, nannte ihn einen Lümmel und deutete auf die Tür. Völlig verblüfft aber war er, als der sechzehnjährige Bursche ihn jetzt mit Hartnäckigkeit auf seine Pflicht hinwies und es sogar fertigbrachte, ihn, den gewiss doppelt so alten, auf die Folgen aufmerksam zu machen, die eine etwaige Pflichtversäumnis für den Beamten nach sich

35

ziehen könnte. Wie das der gute Policeman hörte, riss ihm die Geduld. Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, dass das Schreibzeug tanzte und brüllte den übrigens gar nicht erschrockenen Jungen dermaßen an, dass der Wachbeamte von nebenan in der Tür erschien, und andere neugierige Köpfe sichtbar wurden, um zu schauen, was denn das für ein Mordslärm sei.

Der Junge halte Glück. Denn gerade, als der sich in seiner Amtswürde verletzt glaubende Tommy mit den Armen fuchtelnd seinen Kameraden die Frechheit des unglaublichen Burschen klar zu machen suchte, öffnete sich die Außentür, und das Strammstehen und Zusammenschlagen aller Hacken bewies, dass niemand anderes als der Polizeigewaltige selbst, eben jener Major Fitzgerald, den Raum betreten hatte.

„Wer bist du? Was willst du?“ fragte er scharf, nachdem er gehört hatte, was vorgefallen war, und musterte den Jungen von oben bis unten.

„Das werde ich dem Major sofort erklären, wenn ich ihn nur auf eine Minute allein sprechen kann. Ich habe eine geheime, für die englische Behörde höchst wichtige Meldung an den Major!“

Der Junge sprach wirklich mit solcher Festigkeit, dass der Polizeichef gar nicht dazu kam, sich zu ärgern. Dafür aber tauchte kurz ein Verdacht in ihm auf, der ihn plötzlich die Augen zukneifen ließ. Man muss bedenken, dass damals das ganze Land in Aufruhr lag, die Araber waren wild geworden, und alles, selbst Attentate von Kindern, schien in jenen heißen Tagen möglich zu sein.

„Warum hältst du die Hand in der Tasche? Was hast du da?“ herrschte der Major den Jungen an. Der Junge zog die Hand aus der Tasche und zeigte einen völlig zerknüllten roten Tarbusch¹⁾, den er dort verborgen gehalten hatte. „Zieh den Mantel aus!“ Der Junge zog den Mantel aus und stand in einem für einen jüdischen Jungen Tel Avivs – denn das war er – völlig ungläubhaften Aufzuge da. Er war nämlich in levantinischer Tracht und trug über hohen

arabischen Schnürstiefeln jene merkwürdige Beutelhose, wie der Orient sie geschaffen hat, damit ihr Träger in arabischen Kaffeehäusern mit der Nargileh im Munde auf gekreuzten Beinen den Nichtstuer machen kann. Hätte man ihm jetzt noch den roten Tarbusch auf die zerzausten und schwitzigen

1) Tarburch ist der sog. Fez, eine Kopfbedeckung gläubiger Muhammedaner.

36

schwarzen Haare gestülpt, so wäre der arabische Straßenbengel fix und fertig gewesen.

Jetzt schien es aber dem Jungen seinerseits zu viel zu werden und, ohne gefragt zu werden, begann er: "Ich heiße Elieser Ben Jaakob, Ich bin der Sohn des Arztes Dr. Ben Jaakob, Jarkon Street 45, seit 1933 im Lande. Ich bitte, meinem Vater zu telefonieren: Nummer 1385." –

Das kam so schnell und gerade heraus, dass Major Fitzgerald, der sehr blond, sehr hoch und in seiner gutsitzenden Uniform sehr frisch aussah, Gefallen daran fand. Auf seinen Wink verschwanden jetzt alle untergebenen Geister, und der Junge hatte seinen Willen erreicht. Er war allein mit Major Fitzgerald .. . Ehe er aber noch zum Sprechen kommen konnte, hatte der Major zum Telefon gegriffen, die Verbindung mit dem Vater hergestellt und ihn ins Polizeiamt gebeten.

Endlich kam Elieser zum Reden und teilte kurz mitm dass heute Nacht von jungen Arabern Jaffas ein Angriff auf die jüdische Siedlung Kfar Eschkol geplant sei.

"Woher? Wieso? Woher weißt du das?"

Da stellte sich denn nacheinander heraus, wer Elieser Ben Jaakob war, und woher er von dem vermeintlichen Plane der Aufrührerischen Kenntnis bekommen hatte. Elieser Ben Jaakob hieß eigentlich Erich Jakobsohn und war mit seinem Vater, Dr. med. Sally Jakobsohn, vor drei Jahren ins Land gekommen, geradenwegs von der Berliner Kaiserallee in die Jarkonstraße nach Tel Aviv. Die Eltern hatten den damals Dreizehnjährigen alsbald ins Herzlgymnasium getan, wo er kein sonderlicher Schüler war, in Mathematik und Physik völlig versagte, dafür aber mit höchster Geschwindigkeit Hebräisch lernte. In einem Punkte freilich unterschied er sich, vielleicht kann man auch sagen, zeichnete er sich vor allen seinen Mitschülern aus: Der Junge hatte sich mit Feuereifer auf das Arabische geworfen, das in der Schule gar nicht unterrichtet wurde, und ärgerte den hebräischen Lehrer und die ganze Klasse durch ewige Zwischenfragen und vergleichende Bemerkungen, die Verwandtschaft beider Sprachen betreffend, wobei ihm keiner folgen konnte. –

"Woher kommst du in diese Kluft?"

"Ich kaufte sie mir heimlich in Jaffa. Ich wollte als Araber unter die Araber gehen. Als es losging, kannte ich meine Pflicht. Strich in Jaffa herum, redete mit den Jungens auf der Straße, gab mich für einen Marokkaner

37

aus, fuhr nur noch im arabischen Bus und lauschte auf den Treppen und in den Winkeln auf die Reden der Leute. Retten Sie Kfar Eschkol, Major Fitzgerald, ich habe heut Abend im Kaffee Alcharidsch in Jaffa ein Gespräch zweier Effendisöhne belauscht, dass es heute Nacht um 12 Uhr losgeht."

Der Junge weinte fast, als er so sprach. Der Major nahm es für halb so ernst und wollte eben etwas Beruhigendes sagen, als Dr. Ben Jaakob eintrat und mit einem verzweiflungsvollen Blick auf den Sohn, dessen levantinischer

Aufzug ihn wahrhaft entsetzte, dem Major sein väterliches Herz auszuschütten begann. Er war ein etwas beleibter Herr mit gewölbtem Rücken, redete kurzatmig, aber sein Auge war gut und klug.

“Was wir mit dem Jungen durchmachen! Erst hat er keine Ruhe gelassen, bis wir unseren guten, ehrlichen Namen Jakobsohn in Ben Jaakob umgetauscht hatten. Meine Frau darf mich nicht mehr Sally, sondern nur noch Schlomo rufen, und es fällt ihr so schwer. Aber seitdem das Land in Unruhe geriet, ist der Bengel gar außer Rand und Band, alarmiert täglich das Haus mit neuen Ängsten und Greueln, und dabei ist doch alles hier ruhig in Tel Aviv, und auch nicht das Geringste zu befürchten!”

“Was geht mich Tel Aviv an? Das Land geht mich an!” schrie der Junge seinen Vater an.

“Bengel! herrschte der Major, “willst du wohl gefälligst anständig mit deinem Vater reden?”

Dr. Ben Jaakob hatte sich in ganz Tel Aviv und auch bei den englischen Behörden durch seine hervorragenden ärztlichen Erfolge einen ausgezeichneten Namen gemacht, auch Major Fitzgerald wusste wohl über ihn Bescheid. Das Endergebnis der ganzen, kaum eine Viertelstunde währenden Unterredung zu dritt war, dass der Major dem Jungen wohlwollend die Hand auf die Schulter legte, ihm versprach, seinen Spuren nachzugehen, und, falls sich die Sache bewahrheiten sollte, das Nötige zu veranlassen.

Elieser war über diese Abfertigung außer sich, wollte antworten wurde aber kurz und streng dahin bedeutet, dass er jetzt seinem Vater nach Hause zu folgen habe und damit – Schluss!

Hinter dem Vater hergehend, heulte er in sich hinein, kam sich vor wie ein geprügelter Hund und beschloss im grimmigen Herzen, auch ihn, den Polizeigewaltigen, zur Verantwortung zu ziehen, falls das Geringste geschah.

Aber er ging nach Hause.

38

Zwei Stunden später, um Mitternacht, wurde bei demselben Polizeiamt wild und ununterbrochen angeläutet. Es war wieder der Dr. Ben Jaakob, der zuerst telefonisch und gleich darauf persönlich – er kam in hellster Verzweiflung mit dem Auto – meldete, dass sein Sohn Elieser, sein einziger Sohn, bei Nacht und Nebel aus dem Hause verschwunden sei. Er hätte ihn, zu Hause angelangt, in seinem Zimmer eingesperrt. Der Junge müsse aber einen Stock hoch aus dem Fenster gesprungen oder geklettert sein, auch sein Rad sei weg, es sei also zu befürchten, dass der waghalsige Bengel die Stadt verlassen und in der Richtung des Gebirges losgefahren sei, das hieße in diesen Zeiten aber hohe Lebensgefahr, und die Polizei müsse ihm helfen.

Als man ihm bedeutete, dass die Polizei unmöglich auf alle großen Lummel von sechzehn Jahren aufpassen könne, und man meinte, er würde frühmorgens mit tüchtigem Appetit schon wieder am Frühstückstisch erscheinen, hat der Doktor kurz um die Erlaubnis, wenigstens hier auf der Stelle ein telefonisches Gespräch führen zu dürfen. Als die Beamten die Nummer nennen

39

hörten, erschrakten sie. Es war der Militärgouverneur von Jaffa, den der Doktor aus dem Schlafe rief. An dem kurzen und aufgeregten, dann aber sich beruhigenden Gespräch merkten die Beamten, dass der Doktor als Arzt den Gouverneur kannte, und dass drüben am anderen Ende der Leitung nach Anhören des Sachverhaltes Versprechungen gemacht wurden, die hüben sichtlich mehr beruhigten als die teils mürrischen, teils spöttischen Tröstungen des Polizeiamtes Nr. 1. Anscheinend nahm man auch die jetzt telefonisch durch-

gesagten Wahrnehmungen Eliesers ernster als hier. Der Doktor ging, und der Beamte, der ihm die Tür aufschloss, stand beinahe stramm vor ihm, so sehr imponierte ihm die Sprache, die der geängstigte Vater dem höchsten Militär des Bezirkes gegenüber hatte führen dürfen.

"Donnerwetter!" sagte er, indem er sich zu seinen Kollegen rückwärts wandte. —

Abseits von der Autostraße nach Jerusalem, kaum eine halbstündige Fahrt von Tel Aviv, dort, wo die Berge beginnen und die Landschaft nach einigen Windungen der Straße immer felsiger und mürrischer wird, lag die junge Siedlung Kfar Eschkol. Die jungen Siedler, die sie errichtet hatten und die erst vor wenigen Jahren aus Rumänien eingewandert waren, hatten den sonderbaren Versuch gemacht, die alten Terrassierungen, die noch von der Römerzeit oder gar von früher her hier sichtbar waren, zu benutzen und nach mehreren missglückten Ansätzen einen seltenen Zypernwein dorthin zu verpflanzen. Und siehe da, der Versuch war trotz des geringen Humus in den Felsenritzen vollkommen geglückt. Bereits das dritte Jahr blühte und reifte dort der herrlichste Wein, und während alle Welt auf die "Tapusim" und die "Eschkoljot", die Orangen und Grapefruits, versessen war, blieben diese prächtigen Siedler bei ihren Reben, die bereits zwei große Felsenhügel von oben bis unten bedeckten und alle Besucher entzückten, die von Tel Aviv herauf oder von Jerusalem herunterkamen, das Wunder zu bestaunen. Eine Kelter war auch schon da und starke Fässer in den zwar noch kleinen, aber gut ausgebauten Kellereien zeugten von dem Fleiß und der Zähigkeit der Leute von Kfar Eschkol. Die Siedlung lag aber abseits und ziemlich einsam, so dass man in diesen unruhigen Zeiten auch ohne solche Wahrnehmungen, wie der junge Ben Jaakob sie gemacht hatte, seine Besorgnis um sie haben durfte.

40

Es war in derselben Nacht vom 11. zum 12. Juni, etwa eine Stunde nach Mitternacht, als die beiden Schomrim, die Wächter der Siedlung, die mit Flinte und Patronengurt durch ihre Weinberge stiegen, an der die Hauptstraße begrenzenden Felsenböschung in etwa dreihundert Meter Entfernung etwas Verdächtiges bemerkten, das sich bewegte.

"Schieß noch nicht!" sagte der eine zu dem anderen, der bereits seine Flinte entsichern wollte, duckte sich und schlich, gefolgt von seinem Genossen und gedeckt vom breiten Laub der Stöcke, langsam näher. In der Tat, es war ein Mensch, der dort den Abhang hersprang, plötzlich aber stolperte. fiel und über das Geröll herunterkollerte. Er blieb liegen und schien sich nicht wieder erheben zu können. Schnell sprangen die beiden auf und eilten, die Talsohle überquerend, auf die Stelle zu. Dort fanden sie in völlig erschöpftem Zustande, mit aufgerissener Hand und zerschrammtem Gesicht den jungen Elieser Ben Jaakob liegen, der sie mit keuchendem Atem alarmierte, dass die Araber kämen und schon hinter ihm her seien. Er war in der Tat zum Fenster hinausgesprungen, hatte sich aus dem Schuppen sein Rad geholt und war eine halbe Stunde lang die verödete Landstraße hinauf-

41

gefahren, als er das Geratter von Motorrädern hinter sich vernahm. Sofort hatte er sein Rad die Böschung hinunter in die Tiefe geworfen und war ihm selber nachgesprungen, um nicht gesehen zu werden. Gleich darauf rasten die Motorräder vorüber, sechs an der Zahl, aber genug, um den Jungen mit wilder Angst zu erfüllen. Er rechnete, dass es für ihn, wenn er, den Weg zwar verkürzend, aber erschwerend, seitwärts drüben die Hügel erkletterte, mindestens anderthalb Stunden dauern würde, bis er Kfar Eschkol erreichte. Er

wusste nicht, auf welche Stunde die Araber ihren Angriff angesetzt hatten, aber gerade darum war sein Entschluss sofort gefasst, und in keuchender Eile begann er, auf Seitenwegen, aber immer die Hauptstraße im Blickfeld behaltend, zur Rettung der Brüder von Kfar Eschkol loszulaufen.

Das alles teilte Elieser den Wächtern atemlos und in drei Worten mit:

"Knallt los!" schrie er, "dass die Leute aufwachen. Wartet nicht, sonst ist es zu spät!"

Und genau, wie er den Polizeichef von Tel Aviv herumgekriegt hatte, sich allein sprechen zu lassen, so überzeugte er durch seine ganze Art die beiden Wächter, die jetzt anfangen, ihre Flinten abzuknallen, dass der Widerhall in die Berge rollte, und die Siedler aus dem Schlafe sprangen.

Es war höchste Zeit, denn gleich darauf begann das Geknalle von der anderen Seite, und noch ehe die Wächter ihre Brüder mündlich benachrichtigen konnten, hatten diese schon begriffen, was los war, die versiegelten Arsenale in den Felsen geöffnet und Männer und Frauen bewaffnet. Die Araber fanden einen Widerstand, der sie so verblüffte, dass sie nach dem missglückten ersten Überraschungsversuch das Feuer einstellten, dafür aber, ihrer Überzahl vertrauend, sich in die Weinberge zerstreuten, um dort ihr Zerstörungswerk zu beginnen.

In diesem Augenblick erschien das englische Militär in Gestalt von fünf Panzerautos, deren wildes Geratter auf der Landstraße bald in ein Maschinengewehrfeuer überging, das dem Kampf aufs schnellste ein Ende machte. Die Araber flüchteten über die Berge, und als der Morgen kam, las man zwischen den Weinstöcken von Kfar Eschkol eine Anzahl Verwundeter auf. Papa Ben Jaakob also hatte mindestens so gut telefoniert, wie sein Sohn gelaufen war. Am Morgen ließ sich der englische Offizier, der die Panzerautos auf Befehl des Oberkommandos nach Kfar Eschkol dirigiert hatte, den sechzehnjährigen

42

Jungen vorführen, der auf eigene Faust vorgegangen und dadurch den ersten Überfall auf die Siedlung abgewehrt hatte. Er ließ sich alles von Anfang bis zum Ende erzählen und versprach Rapport an den Oberstkommandierenden.-

Der Offizier war ein hübscher junger Mann mit freien, sympathischen Zügen. "Wahrhaftig, Boy", sagte er schmunzelnd zum Schluss, "du würdest einen prächtigen Tommy abgeben. Solche Jungens könnten wir brauchen."

"Nein!" sagte Elieser.

"Warum nicht?" fragte der Offizier. "Ist das etwa nicht ehrenvoll, vor allem, wenn man so jung dazu kommt?"

"Wenn ich kämpfe, will ich nur für mein eigenes Volk kämpfen!"

Der Offizier lächelte leicht. Dann salutierte er, indem er die Hand an den Helm legte: "Allright!" sagte er und drehte sich um.

43

Aus Heinrich Heines Kindheitstagen

Von Emil Bernhard Cohn

EIN Vater war Arzt in Steglitz, und Steglitz war damals, d. h. in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, ein Dorf bei Berlin, das zwar schon mehrere tausend Einwohner hatte, nichtsdestoweniger aber mit seinem Dorfkrug, seiner alten Schmiede und seinem holperigen Pflaster ein richtiges Dorf zu nennen war. Trotzdem lebten schon damals nicht nur wir, sondern auch noch andere "feine Leute" da, z. B. der als Schriftsteller bekannte Adolf Strodtmann, der durch seine Heine-Biographie berühmt geworden war. Mein Vater war Hausarzt bei Strodtmanns, und ich möchte hier ein Erlebnis erzählen, das ich als acht- bis neunjähriger Junge hatte und das mir in lebhafter Erinnerung blieb.

Als ich eines Tages zu meinem Vater ins Arbeitszimmer trat, rief er mich an seinen Schreibtisch, auf dem eine Anzahl vergilbter Briefe ausgebreitet lagen. "Weißt du, was das für Briefe sind? – Das sind die Briefe, die der berühmte Dichter Heinrich Heine an seine Mutter nach Hamburg schrieb, als er in der Fremde war. Sieh mal her, sie sind alle in hebräischer Schreibschrift geschrieben. Und außerdem haben sie alle miteinander einen merkwürdigen Schluss. Höre nur!" –

Und nun las mein Vater, und es war beinahe zum Lachen, was er las. Denn auf das Schlusswort jeden Briefes: ". . . Dein Dich liebender Sohn Harry" folgten jedes Mal ein bis zwei Seiten mit nichts als Namensnennungen und Grüßen dabei. Das klang etwa so:

"Grüß Salomon Cohn und die Frau und die Kinder!

Grüß Moritz Stern und die Frau und die Kinder!

Grüß Max Levisohn und die Frau und die Kinder!

Grüß Heinrich Stiebel und die Frau und die Kinder!"

und sofort, zwanzig- bis dreißigmal hintereinander und immer in derselben Form.

62

Ich höre noch heute da« herzliche Lachen meines Vaters, wie er mir diese „Megilla“ vorlas, und der Kehrreim „... und die Frau und die Kinder“ klingt mir noch immer im Ohre. Offenbar waren diese Grüße durchaus nicht ironisch gemeint, sondern der Mutter zuliebe so geschrieben. Briefe gingen damals mit der Extrapost und ein Brief, der ankam, muss wohl ein Ereignis gewesen sein, zu dem man die ganze Familie und Sippschaft zusammenrief. Wehe dann dem Schreiber oder seiner mitverantwortlichen Mutter, wenn einer der Grußverlangenden etwa versehentlich ausgelassen war! Soviel Sofas gab es nicht, auf denen dann Tante Röschen oder Onkel Salomon sitzen und übelnehmen konnten.

Dass die Briefe nun aber zwar in deutscher Sprache, jedoch in hebräischer Schreibschrift geschrieben waren, wie sie heute wieder unsere Kinder lernen,

63

beweist, aus wie guten und traditionellen jüdischen Kreisen Heinrich Heine kam. Strodtmann hatte diese Briefe offenbar meinem Vater, seinem jüdischen Arzt und Freunde, zur Entzifferung und Umschreibung übergeben. Leider scheinen sie verloren gegangen zu sein, was bei der unaussprechlichen Liebe Heines zu seiner Mutter als ein schwerer Verlust angesehen werden muss. Als

ich das treffliche Buch des Berliner Heineforschers H. H. Houben, "Gespräche mit Heine", vor einigen Jahren in die Hände bekam, rief ich Houben an und stellte fest, dass dieser ausgezeichnete Gelehrte und beste Kenner Heines von der Existenz dieser Briefe überhaupt nichts wusste. Wahrscheinlich haben die Strodtmannschen Erben mit den hebräischen Kritzeleien, die ihnen unter die Finger kamen, nichts anzufangen gewusst; und so sind diese sicher herrlichen und gefühlsreichen Briefe verloren gegangen oder heute wenigstens als verschollen zu betrachten. Ein Versuch, den Verbleib der Familie Strodtmann und ihrer Nachkommen festzustellen, ist mir ebenfalls misslungen. Vielleicht aber, dass die hier erzählte Kindheitserinnerung späteren Zeiten einmal ein Anhalt sein wird, die Augen offen zu halten und weiter zu forschen. Eine schwache Möglichkeit, jene Briefe wiederzufinden, bleibt immer noch bestehen. **I**ch will jetzt aber meine eigene Jugend verlassen und lieber von den Kindheitstagen dieses großen Dichters erzählen, der sich später taufen ließ, aber immer eine stille und später mit steigendem Alter sogar leidenschaftliche Liebe zu allem Jüdischen in seinem wunden Herzen behielt.

Harry – so rief man ihn als Kind, und da er rötliche Haare hatte, riefen sie ihn auf den Gassen seiner Heimatstadt Düsseldorf sogar den "roten Harry" – Harry war der Abgott seiner Mutter und zeigte schon als kleines Kind einen regen Verstand und eine noch regere Phantasie. Er war erst vier Jahre alt, als man ihn schon in die Schule schickte, und zwar in die Mädchenschule der Frau Hindermann, die er in seinem Gedicht "Citronia" verewigt hat:

„Das war in jener Kinderzeit,
Als ich noch trug ein Flügelkleid
Und in die Kinderschule ging.
Wo ich das ABC anfing. –
Ich war das einz'ge kleine Bübchen
In jenem Vogelkäfigstübchen,
Ein Dutzend Mädchen allerliebste
Wie Vöglein haben dort gepiepst.

Zu: „Aus Heinrich Heines Kindheitstagen“



Heine-Denkmal

Von Louis Hasselris

65

Bilder

66

Gezwitschert and getirilliert.
Auch ganz erbärmlich buchstabiert.
Frau Hindermann im Lehnstuhl saß.
Die Brille auf der langen Nas'
(Ein Eulenschnabel war's vielmehr).
Das Köpflein wackelnd hin und her.
Und in der Hand die Birkenrut.
Womit sie schlug die junge Brut.
Das weinend kleine arme Ding,
Das harmlos einen Fehl beging.
Es wurde von der alten Frau
Geschlagen, bis es braun und blau. --
Misshandelt und beschimpft zu werden.
Das ist des Schönen Los auf Erden.

Der Fehl blieb freilich nicht immer so harmlos, denn die altjungferliche Frau wurde schließlich Harry so verhasst, dass er hin und her sann, wie er sich rächen konnte.

Eines Tages ließ die Lehrerin einen Krug mit Milch auf dem Tisch stehen, und als er sich unbeobachtet sah, nahm der kleine Harry ein Tintenfass und schüttete es in die Milch. Hierauf stolzierte er in der Stube auf und nieder, die Hände auf dem Rücken, als wenn nichts geschehen wäre.

Als es nachher aber herauskam und die Lehrerin ihn strafend fragte, warum er das getan habe, antwortete das Kind mit Nachdruck: "Weil ich dich hasse!" Das Haus Heine war ein gut jüdisches Haus, in dem noch das Religionsgesetz treu befolgt wurde. Das beweist folgende nette Geschichte, deren Mitteilung wir Heines Jugendfreund Joseph Neunzig verdanken und die etwa um 1806, also im neunten Lebensjahr des Dichters, passierte. Harry und seine Schwester Lottchen standen an einem Sonnabend auf der Straße, als plötzlich ein Haus zu brennen begann. Die Spritzen rasselten herbei, und die müßigen Gaffer wurden aufgefordert, sich in die Reihe der Löschmannschaften zu stellen, jung und alt, um die Brandeimer von Hand zu Hand laufen zu lassen, wie es damals üblich war.

"Nimm den Eimer, Bengel, und hilf!" schrie ein Feuerwehrmann den kleinen Harry an.

"Schabbes!" sagte Harry und steckte die Hände in die Taschen.
"Was?" rief der Mann, "das Haus brennt und du kommst mir mit solchen Sachen?"

„Und ich darf's nicht, und ich mag's nicht, und ich tu's nicht. Heut ist Schabbes!" blieb Harry dabei und half weiterzusehen, wie das Haus brannte, obwohl genauere Kenntnis des Religionsgesetzes ihn wohl hätte belehren können, dass bei großer Gefahr auch hier Ausnahmen gestattet waren.

Amüsant ist dabei zu hören, dass Harry durchaus nicht immer von gleicher Strenge war, sondern sich, wie man sagt, auch einmal seinen eigenen kindlichen „Schulchan Aruch“¹⁾ machte. Derselbe Schulkamerad Neunzig erzählt, dass sie – wieder an einem Sabbat – mit einigen Kindern vor dem Pragschen Hause in Düsseldorf gespielt hätten, an dessen rebenumranktem Spalier zwei saftige reife Weintrauben fast bis zur Erde herabhingen. Die Kinder warfen lüsterne Blicke auf sie, aber der Vorschrift gedenkend, dass man am Sabbat die Natur in Ruhe lassen und nichts pflücken dürfe, gingen sie in großem Bogen um die Weintrauben herum, und, sich bezwingend, wandten sie sich bald wieder ihren Spielen zu und vergaßen die Trauben.

Plötzlich sahen sie Harry am Spalier stehen und in aller Gemütsruhe mit den Lippen an den Beeren herummachen, eine nach der andern abbeißend und verzehrend.

"Harry, was hast du getan?" schrien sie alle wie aus einem Munde.

Der aber erschrak nicht einmal, sondern aß ruhig weiter und sagte, ohne sich umzudrehen: "Pflücken darf ich nicht, aber essen darf ich!" - - -

Zum Schluss: Ich lese soeben in Heines „Memoiren“, dass schon in seiner Kindheit das Versemachen Harrys die Mutter mit größten Sorgen erfüllte. Sie sah in ihren Zukunftsträumen den Jungen immer als großen Bankier im Hause Rothschild oder wenigstens als großen Juristen. Dass er aber Dichter werden sollte, erschien ihr als das größte Unglück und beinahe als ein Schandfleck der Familie. In den „Memoiren“ steht aber dort, wo er in Liebe und Verehrung von seiner Mutter redet, ein ganz kleiner Hinweis, der in seiner Schlussfolgerung meines Wissens noch niemals richtig aufgefallen und erkannt worden ist: Heinrich Heine, der Dichter der „Loreley“ und der beiden „Grenadiere“, wollte ursprünglich einmal – Rabbiner werden.

Die betreffende Stelle handelt nämlich von der Rückkehr Heines aus Bonn, wo er sein juristisches Studium nur bis zum Doktorexamen gefördert hatte,

¹⁾ Schulchan Aruch („Gedeckter Tisch“) heißt das noch heute im Judentum geltende Gesetzbuch, das Joseph Karo aus Konstantinopel um 1650 verfasst hat.

und von den Sorgen der Mutter um seine weitere Zukunft. Dann heißt es weiter: "Die gute Frau war ebenfalls älter geworden, und indem sie nach so manchem Fehlschlag die Oberleitung meines Lebens aufgab, bereute sie – wie wir oben gesehen –, dass sie mich nicht dem geistlichen Stande gewidmet."

An dieser Stelle ist zunächst der Zwischensatz "wie wir oben gesehen" interessant. Denn "oben" suchen wir vergeblich nach der betreffenden Mitteilung vom "geistlichen Stande", der doch bei der Frau Betty Heine geb. van Geldern nur der Rabbinerstand gewesen sein konnte. Diese Memoiren sind nämlich erst nach dem Tode des Dichters von seinem Bruder Maximilian herausgegeben worden, der ganz offenbar sich vor der Öffentlichkeit geniert hat, dass sein berühmter Bruder, der große Dichter Heinrich Heine, einmal Rabbiner werden sollte oder wollte, und vielleicht auch darum, nicht nur wegen unliebsamer Familienbloßstellung, die Anfangsblätter der Memoiren vernichtet haben mag. Max Heine war aber nicht gescheit genug, auch die Worte "wie wir oben gesehen", d. h. den Hinweis auf diese vernichteten Anfangsblätter zu streichen. So scheint mir heute nach dieser amüsanten Entdeckung die Reue der Mama möglicherweise sogar dahin zu zielen, dass sie früher, in des Dichters Jünglingstagen, – verhindert hat, dass er seinen eigenen Wunsch, Rabbiner zu werden, erfüllen konnte. Sie wollte früher eben höher mit ihm hinaus und jetzt, als der Fünfundzwanzigjährige heimkehrte, wäre ihr der Rabbiner doch noch lieber gewesen, als die brotlose Kunst der Dichterei.

Neuhebräisch vor vierzig Jahren

Erinnerungen von Emil Bernhard Cohn

WENN ihr heute in den Schulen und in den Kursen Neuhebräisch lernt, und ein bisschen zu plappern angefangen habt, seid ihr wer weiß wie stolz und glaubt, schon fertige Palästinenser zu sein. Heute sind euch auch zahllose Möglichkeiten gegeben, hervorragende Lehrer stehen für euch in der Großstadt und auch bald schon in der Kleinstadt bereit, ein Lehrbuch kommt nach dein andern und eines ist immer besser als das andere, ja sogar hebräische Schallplatten könnt ihr euch auf das Grammophon legen, auf denen euch tüchtige Lehrer unterrichten, so dass man sich eigentlich wundern möchte, dass die altneue Sprache selbst heute noch nicht besonders tief in die Familien eingedrungen ist. Dass es aber einmal eine Zeit gab, die noch gar nicht so ferne zurückliegt, in der der hebräisch Sprechende wie ein Wunder angestaunt wurde, daran denkt heute keiner mehr. Und doch sollte man daran denken, denn es ist das Verdienst ganz weniger, und ihr werdet sehen, in einem bestimmten Sinne sogar das Verdienst eines einzigen Mannes gewesen, dass aus der Schriftsprache fast mit einem Schlage, d. h. im Verlauf weniger Jahre, eine Sprechsprache geworden ist. Diese Jahre fallen in meine Jugendzeit, und darum möchte ich euch, der jüdischen Jugend, von diesen meinen Jünglingstagen einiges erzählen, das festgehalten zu werden verdient. **Als** ich sechzehn Jahre alt war, erlebte ich in Berlin als Sohn meines Vaters, der ein Mitbegründer der ersten Berliner Ortsgruppe war, den jungen Zionismus. Damals war mein Freund Heinrich Loewe in Berlin der Mann, der in allen Versammlungen mit seiner großen Redebegabung die Jugend hinriss. Vor allem war er der einzige, der uns damals schon aus eigener Anschauung von Palästina berichten konnte. Denn er war schon zwei Jahre, bevor Herzls "Judenstaat" erschien, in Palästina gewesen, und zwar nicht nur als Tourist, sondern für viele Monate. Ich selber lernte ihn bald danach kennen, trat aber in freundschaftliche Beziehungen zu ihm erst, als ich Ende 1899 die Berliner Universität bezog, um Rabbiner zu werden und auch Orientalia zu studieren. Ich trat damals der "Vereinigung jüdischer Studierender" bei, die sich die "Hebung des jüdischen Selbstbewusstseins", d. h. des Volksbewusstseins, auf die Fahne geschrieben hatte. In dieser Vereinigung spielte Heinrich Loewe als "Alter Herr" eine bedeutende Rolle und

70

entzündete uns mit seinen Reden und Liedern zur Begeisterung für die junge Bewegung.

Als er dann etwas später heiratete, kam ich öfter in sein Haus und erlebte dort zum ersten Male etwas, was mir anfangs ein bisschen gewagt und sogar närrisch, später aber höchst bewundernswert erschien. Heinrich Loewe fing an, im Hause nur noch hebräisch zu sprechen. Die kleine Hadassa lag noch in der Wiege, da beugte er sich schon über das Kind und sprach mit ihm hebräisch. Er sprach damals durchaus noch kein gutes Hebräisch, aber es war hebräisch, und der Mann war so eigensinnig und versessen auf die Sache, dass seine Lina in der Küche, ein hochgewachsenes, blondes, germanisches Mädchen, notgedrungen sich auch bequemen musste, die alte Sprache zu sprechen. Ich weiß noch genau, wie ich, der damals kaum Zwanzigjährige, mich hinter den Ohren kratzte und "Heinrich! Heinrich!" warnte. Aber er blieb dabei, dass selbst schlechtes Hebräisch für sein Kind immer noch gesünder sei als jede andere Sprache. Dass

die kleine Hadassa später mit Leichtigkeit das Deutsche nachlernte, braucht nicht betont zu werden.

Wunderbar aber war es, wenn "Heinrich, der Löwe" mir von Palästina erzählte und mir zur Stützung seines eigenen Standpunktes von jenem wundersamen Manne berichtete, den er 1895 in Jerusalem getroffen hatte und der damals ebenfalls als einziger im heiligen Lande das konsequente Hebräisch sprechen in Haus und Familie durchgeführt hat. Dieser Mann hieß Elieser Perlmann, aber damals schon kannte ihn kein Mensch mehr in Palästina unter diesem Namen. Er war einst als Perlmann aus Russland gekommen, hatte aber alsbald seinen Namen hebraisiert und nannte sich Elieser Ben-Jehuda. Er ist jener Mann, dem wir eigentlich die Schöpfung des Neuhebräischen verdanken. Von ihm gingen all die zahlreichen Anregungen aus, aus deren Keimen dann das ganze hebräische Unterrichtswesen Palästinas entstanden ist. So hat er beispielsweise in Jaffa die erste Kleinkinderschule begründet, in der in hebräischer Unterrichtssprache alle Fächer unterrichtet wurden. Es war das "Beth Sefer Iwri", das aus ganz kleinen Anfängen erwuchs und materiell auf so schlechten Füßen stand, dass man gezwungen war, die große französische „Alliance Israélite Universelle" um Geld anzugehen. Sie gab auch ihre Beihilfe, verlangte aber dafür, dass die Leitung einem französischen Lehrer übertragen würde und bestimmte Unterrichts-

71

gegenstände in dieser Sprache gelehrt werden mussten. Monsieur Angèle wurde auch tatsächlich der Leiter, wurde aber bald so angesteckt vom hebräischen Geiste, dass er selbst eine der kräftigsten Stützen der jungen Sprachbewegung wurde.

Als Zentrum der hebräischen Sprachbewegung oder, treffender ausgedrückt, der hebräischen Sprechbewegung, entwickelte sich aber bald die Kolonie Rechowoth, die als erste zur vollkommenen Hebraisierung des ganzen Lebens gelangte. All das erzählte uns und vor allem meiner eigenen Wissbegier in seiner Wohnung der liebe Heinrich Loewe und wusste mit seiner Begeisterung meine eigenen schweren Bedenken gegen die zweisprachige Erziehung seines ein- und zweijährigen Kindes in Berlin zu zerstreuen. Wie stark aber seine Erzählungen und sein Vorbild damals auf mich gewirkt haben, merkte ich erst im Jahre 1901, als das Problem an mich selber herantrat. Es erschien eines schönen Tages in meiner Wohnung in der Kurfürstenstraße ein junger Palästinenser, gerade aus jener Kolonie Rechowoth, und bat mich, ihn für den Lehrerberuf insofern vorzubereiten, als ich ihm Unterricht in Mathematik geben sollte. Dafür sei er bereit, mit mir jeden Tag eine Stunde Hebräisch zu lernen. Und nun kamen herrliche Tage für mich. Jeden Morgen um sechs erschien der kleine Menachem Weiner bei mir, sprach mit mir eine Stunde Neuhebräisch und nahm dafür seine Lektion Mathematik in Empfang. Er war ein "M'gamgem", d. h. er stotterte ein bisschen, er stotterte nun aber ein ganz ausgezeichnetes Hebräisch, und ich bekenne mich noch heute in aller Dankbarkeit als sein Schüler, obgleich er viel jünger war als ich und damals kaum mehr als achtzehn Lenze zählte.

Wie erstaunt und beglückt aber war ich, als er an einem Morgen nicht allein bei mir erschien, sondern ein unscheinbares kleines Männchen mit ein-gefallenem Gesicht, einem schütterten Bärtchen, engbrüstig und hüstelnd, bei mir einführte: es war der große Elieser Ben-Jehuda, der damals nach Berlin gekommen war und mir die ersten Druckbogen seines "Milon", d. h. seines großen neuhebräischen Sprachlexikons, vorlegte. Er kam jetzt regelmäßig und zeigte mir die wunderbare Arbeit, die er geleistet hatte, er beherrschte die ganze hebräische Literatur aller Jahrhunderte, und seine Hauptarbeit war gewesen, für moderne Begriffe entweder alte Vokabeln aufzufinden und an-

zuwenden, oder aber auf Grund fester Sprachbildungsnormen neue Worte für die moderne Begriffswelt zu erfinden. Diese Unterhaltungen mit Elieser

72

Ben-Jehuda empfand ich als den größten Reichtum, den mir jene Tage beschert haben. Ich begleitete ihn zum Verlage G. Langenscheidt und habe es miterlebt, wie das gewaltige Werk seines "Milon" von Tag zu Tag wuchs, und in immer neuen Fortsetzungen und Lieferungen an Umfang zunahm.

Im Sommer 1902 neigte sich mein Universitätsstudium seinem Ende zu, und ich begab mich nach Heidelberg, um dort mein Doktorexamen zu machen. Auch dort erlebte ich etwas ganz Außerordentliches. Ich lernte den jungen hebräischen Dichter Saul Tschernichowski kennen, der dort Medizin studierte, und gründete mit ihm und seinem Kreise die "Safa Berura", zu deutsch die "Lautere Sprache", d. h. jenen neuhebräischen Sprachverein, dessen interessante Sitzungen mir nie aus dem Gedächtnis schwinden werden. Tschernichowski führte den Vorsitz, ihm zur Seite saß die wunderschöne Fanny Epstein aus Odessa, von deren bezaubernden Lippen die junge Sprache uns doppelt schön ertönte, wobei wir schließlich nicht mehr unterscheiden konnten, ob es die Sprache oder das Mädchen war, das wir liebten. Auch Julian Leon Magnes war dabei, der jetzige Kanzler-Präsident der Universität Jerusalem, ferner der baumlange Säbelfechter Fritz Baum, der zu den sogenannten KC-Verbindungen gehörte, die sonst gar nichts von Zionismus wissen wollten. Er aber war ein glühender Jude, und wenn er sich auch weniger sprechend als hörend unserem Kreise zugesellte, wir liebten ihn alle sehr und haben ihm, der später im Weltkriege fiel, ein bleibendes Andenken bewahrt. Der "wilde Mann" in unserem Kreise aber war der junge Chemiker Faitlowitsch, der sich an keine Tagesordnung binden wollte, immer dazwischen rief und sich das Wort dann nahm, wenn es ihm selbst gefiel. Noch höre ich Tschernichowskis ständigen Ruf: "Faitlowitsch, hoss!", d. h. "Silentium, Faitlowitsch!" Der tolle Mensch aber ließ sich überhaupt nicht bändigen. Vor vier Jahren habe ich ihn dann in Berlin wiedergesehen, und zwar bei meiner Freundin, der Dichterin Else Lasker-Schüler, und wir sind uns beide fast um den Hals gefallen in Erinnerung an jenen schönen Sommer 1902, wo wir, ein kleines Häuflein von etwa fünfzehn jüdischen Studenten, den Kampf für das Neuhebräische kämpften und uns auf hebräisch liebten, zankten und wieder vertrugen.

Obgleich nahezu vierzig Jahre seitdem verstrichen sind und Erez Israel heute zur lebendigen Gegenwart und hoffnungsvollen Zukunft für uns alle geworden ist, obgleich das Neuhebräische drüben Landessprache wurde und hüben für jeden eine leichte Möglichkeit, muss ich trotzdem sagen, dass ich niemals wieder mit so hingehender Leidenschaft diese Sprache gesprochen habe als damals, wo es hierzulande noch keine, fünfzig Menschen gab, die sie beherrschten und keine weiteren fünfzig, die den Willen der Wiedererweckung in ihren Herzen trugen.

73

Judendeutsch - Jargon - Jiddisch

Von Fritz Hochfeld

WENN wir heute vom "Jiddischen" (englisch: "Yiddish") reden, dann denken wir an die große und heute durch ihre Übersetzung in alle Sprachen jedem zugängliche Literatur, die durch so berühmte Namen wie z. B. Perez und Scholem Aleichem weltbekannt geworden ist. Noch vor fünfzig Jahren aber hat man hier im Westen verächtlich vom jüdischen "Jargon" gesprochen und nichts als ein wildes Sprachengemisch aus deutschen, hebräischen und slawischen Elementen in ihm gesehen. Es ist gerade fünfunddreißig Jahre her, dass Heinrich Loewe in der zionistischen Wochenschrift "Die Welt" die Parole ausgegeben hat: "Fort mit dem Schimpfwort ‚Jargon‘!" und beweisen konnte, dass es sich beim Jargon um eine richtige Sprache mit ausgebildeter Grammatik handle, die gar nichts, aber auch gar nichts mit dem widerlichen Gemauschel zu tun hat, mit dem sich schlechte Juden und schlechte Witzblätter über sich selbst und das Judentum lustig zu machen pflegten.

Eines war klar: Eine Volkssprache war der Jargon, oder sagen wir von jetzt an, das "Jüdische", auf alle Fälle und von jeher. Die Massen sprachen es vor hundertundfünfzig Jahren noch überall und sprechen es im Osten und in den englischen und amerikanischen Zentren noch heute. Große Tageszeitungen mit hohen Auflagen wie der "Tog", der "Hajnt" oder der New Yorker "Vorwärts" (Forward) beweisen, wie sehr die Sprache auch als Schrift- und Literatursprache ins Volk gedrungen ist. Geht man aber auf die Ursprünge zurück und fragt sich, woher das alte Judendeutsch eigentlich seine Literaturmöglichkeit bekommen hat, so macht man die Entdeckung, dass es die jüdische Frau war, der diese Entwicklung zu verdanken ist.

Wir wissen heute, dass der jüdische Hausvater, der den "Loschen Kaudesch", d. h. das Hebräische, zum schriftlichen Ausdruck benutzte, jahrhundertlang

85

verächtlich auf das "Weiberdeutsch" herabschaute, da er selbst Tag und Nacht über seinen schweren hebräischen Büchern und Folianten – dem Chumisch, Tanach und der Gemore¹⁾ – saß und studierte. Die jüdische Frau aber, die man nicht in den Talmud einführte, verstand nicht die schweren Fragen, über denen ihr Mann nächtelang beim Folianten grübelte. Sie sehnte sich nach Ausbildung ihres Gemütes, nach Stoff für ihre Phantasie, nach Ausdruck für die Wünsche ihres Herzens. Und hatte sie am Freitag abends die Lichter gesegnet und den Segensspruch in der königlichen Sprache der Bibel gesprochen, dann nahm sie wohl gerne das Andachtsbuch zur Hand, das sie herausführte aus der düsteren Ghetto-Enge in eine wundersame Vergangenheit, in eine träumerische Zukunft.. . Arme "Gelehrte" fanden sich bald, die sich durch Übersetzungen der Geschichten aus Bibel und Talmud (Agada) ihr Brot verdienten. "Es drückt mich, drum druck ich", klagt ein Autor jener Zeit.

Das berühmteste dieser Erbauungsbücher war "Ze'eno Ure'eno" ("Kommt und sehet!"), dessen Autor Rabbi Jakob ben Isaak Mianow in Prag 1628 gestorben ist. „Mit seinen schönen Sprüchlein, seiner bescheidenen Redeweise, seiner Naivität, mit seiner tändelnden Phantasie und seinen wunderbaren Märchen, mit seinen Gleichnissen und Maximen, seiner guten Moral hat das Buch seine Leser und seine Leserinnen begeistert.“ Es beginnt mit der Weltschöpfung und folgt den Wochenabschnitten der Thora von Sidra zu Sidra bis zum Ende, erklärt ebenso die Prophetenabschnitte zu jeder Sidra und schließlich auch die fünf Megillot: Hohes Lied, Rut, Klagelieder, Prediger, Esther, alles in freier,

lebendiger Erzählung und Ausdeutung. Vor mir liegt die schöne Sulzbacher Ausgabe vom Jahre 1796, geschmückt mit alten, wunderhübschen, zum Teil sogar sehr amüsanten Holzschnitten. Um von der Sprache, dem Stil und der Erläuterungsart des Buches eine Vorstellung zu geben, setzen wir einen kurzen Text hierher. Es handelt sich um die Stelle der Thora, wo Aaron den Stab Moses vor Pharao hinwirft, und der Stab zur Schlange wird.

„Mausche un Aron kommen zu Pharao, wärft Aron sein Stab auf der Erd, werd ein Schlang draus. Die Mechaschefim²⁾ machen aach Schlangen mit Kischef³⁾. Da fragt der (Bechaj): Warum ist ein Schlang draus

1) Chumisch = Fünfbuch Moses, Tanach – Bibel, Gemore = Talmud.

2) Zauberer, 3) Zauberei.

geworen un nit was anderst? Der Teriz⁴⁾ is: Pharao is gleich zu der Schlang, die hat bös Gered oif Haschem jisborach⁵⁾ un hat machen sündigen Adom horischaun⁶⁾. Aso war auch Pharao, der sagt: „Wer is Gott, dass ich soll hören zu ihm?“ Drum hat Haschern jisborach geheißen machen ein Schlang – klaumer⁷⁾ man werd Pharao aach bezahlen sein Lohn, as man der Schlang hat bezahlt. Un wie is ein Schlang, die werd alle Zeit krumm hin un her, sie bleibt nit gleich; aso is auch Pharao, der bleibt nit bei sein Wort; Einmal sagt er Ja, zu schicken Jisroel, wenn ihm die Makke⁸⁾ hat weh getan, un aso bald as man ihm die Makke hat ein weggenommen, da hat er chauser⁹⁾ gewesen, nit zu schicken Jisroel.- - - -“

Neben dieser alten Weiberbibel, abgekürzt „Zenerene“ genannt, wurden nun weiter Gebetbücher, sogenannte „T'chines“ gedruckt. Die älteste Ausgabe stammt wieder von einem Österreicher, Abraham Apotheker, und erschien 1590 in Prag. Damals mögen die österreichischen Juden noch nicht so „aufgeklärt“ gewesen sein wie heute . . . Die Gebetbücher sind oft in Reimen gehalten. Unerlässlich ist ein Lob des Buches und eine Aufforderung zum Kaufe. Die Autoren wollen auch leben!

Ich setze zwei Verslein hierher, deren Sprache keine Schwierigkeit bietet:

„Gar hübsch, bescheidlich
Far fromme Weiber un Meidlich.
Alle, die da haben gute, reine Gedanken
Zu loben Gott jisborach un zu danken
Um die große Gab, die er tut geben
Den Menschen alle Tag seins Leben.“ (1723)

„Drum kommt behend zu laufen
Tut sie bald kaufen
Un lasst euch nit vardrießen far das wenig Gelt
Ihr könnt euch kaufen die ewige Welt.“ (1749)

In dieser ersten Blütezeit des Jüdischen ist die Sprache ein wirkliches Judendeutsch. Auch die im 14. und 15. Jahrhundert nach Polen gedrängten Juden hüten sich, slawische Worte auch nur in die Alltagsliteratur aufzunehmen, um nicht die sprachliche Einheit mit den Westjuden zu unterbrechen. Man sieht, neben dem Hebräischen ist das Jüdische zum nationalen Band geworden. Doch mit dem 17. Jahrhundert erleidet das jüdische Leben

⁴⁾ Antwort, ⁵⁾ Gott, ⁶⁾ den ersten Menschen. ⁷⁾ das heißt, ⁸⁾ Plage, ⁹⁾ zurückgenommen.

einen allgemeinen Stillstand, und als es am Ausgange des 18. Jahrhunderts sich wieder regt, ist auch schon ein neues tragisches Problem aufgekommen: der Riss zwischen den Juden des Westens, vor allem Deutschlands, und der armen Judenmasse im Königreiche Polen. Zu gleicher Zeit predigt Mendelssohn im reinsten Deutsch die Angleichung an die Umwelt, und im Osten wird ein neues, stark mit slawischen Bestandteilen durchsetztes Jüdisch zur Schriftsprache erhoben. Dazu treten am Ende des 19. Jahrhunderts mit der Bildung großer jüdischer Zentren in England und Amerika viele englische Vokabeln. Eine Literaturgeschichte des Jüdischen soll hier nicht gegeben werden. Wir verfolgen es nur bis an die Schwelle der Gegenwart, um hier, ohne weiter auf die großen literarischen Leistungen der jiddischen Dichter unserer Zeit - Mendele Mocher Sforim. Scholem Aleichem, Perez, Morris Rosenfeld, Schalom Asch usw. - einzugehen, abschließend und zusammenfassend nur noch folgendes zu sagen:

Das Jüdische ist eine richtige Sprache, eine Sprache der Massen und des Volkes, im steten Zusammenhange mit dem nie versiegenden Jungbrunnen des lebendigen jüdischen Lebens. Alles atmet hier Frische und Natürlichkeit. Das Volk singt nur in dieser Sprache seine Lieder. Jüdisch spricht die Ghetto-mutter, jüdisch lallt das Ghattokind. Und das "Jüdische" ist wirklich jüdisch. Aus jedem Ton, aus jedem Sprichwort hört ihr unser Volk. Singt ein jüdisches Lied, hört eine Jargon-Oper! Erst die klangreichste Melodie, dann ein Riss, die schreiendste Dissonanz. Und die Sprache! Erst der stärkste Witz, dann blutiger Sarkasmus, endlich bittere Wehmut, Tränen. Das alles ohne Übergang, schroff nebeneinander. Als erinnerte man sich immer wieder, dass man im Golus¹⁰⁾ ist. Aber wie es immer sei: Wer Verständnis hat für die Seelenschwingungen, die im Volke leben, der wird diese Sprache nicht als ein Kauderwelsch verachten, sondern es wird ihm warm ums Herz werden, wenn er dieses Liedel oder jenes Wörtel hört, und er wird fühlen, dass das, was das Volk singt und wie es singt, wert ist, auch von uns nachgesagt und nach gesungen zu werden: "Red' Manneloschen!"¹¹⁾ sagt im Osten die jüdische Mutter zum jüdischen Kinde. Mag auch im Westen das jüdische Kind aufhorchen und die Süße jenes Rufes erkennen: "Red' Mammeloschen!" - -

¹⁰⁾ Verbannung.

¹¹⁾ Muttersprache.